

Fabian Brändle

Der treue Hengst „Vögi“, ein „Muni“ namens „Mussolini“ und massakrierte Edelkrebse im Hüttensee

Die *Jugederinnerige* des Schweizer Bauernbuben Dr. h.c. Walter Höhn-Ochsner an die Jahre um 1900

Zusammenfassung

Die ältere französische Mentalitätsgeschichte hat die Haltungen unserer Vorfahren oftmals über einen Kamm geschert. Doch auch Bauern und Bäuerinnen um 1900 hatten verschiedene Lebensstile. Manche liebten Tiere, andere misshandelten sie, wiederum andere taten beides gleichzeitig. Ein Beleg für solche divergierenden Haltungen sind die *Jugederinnerige* des Walter Höhn-Ochsner, der einerseits Haustiere schon als Kind liebte, andererseits fischte und Krebse massakrierte. So wohnen oft zwei Seelen in unserer Brust. Natürlich brauchen wir weiter bäuerliche Selbstzeugnisse um 1900, um die Ergebnisse dieses Essays zu verifizieren oder zu falsifizieren. Quellen dazu sind durchaus vorhanden.

Schlüsselwörter: bäuerlicher Lebensstil in der Schweiz um 1900; Selbstzeugnis; Walter Höhn-Ochsner; Tierhaltung in der Geschichte

The Faithful Stallion „Vögi“, a Bull Called „Mussolini“ and Massacred Crayfish in the Hüttensee

Childhood Memories of the Swiss Farmer's Son Dr. h.c.
Walter Höhn-Ochsner of the Years around 1900

Summary

The older French history of mentalities often lumped the attitudes of our ancestors together. But also farmers around 1900 followed different lifestyles. Many loved animals, others mistreated them, again others did both at the same time. The childhood memories of Walter Höhn-Ochsner, who as a child loved companion animals, but also went fishing and massacred crayfish, is evidence of such diverging attitudes, of two hearts beating in one breast. Clearly, we need further testimonies from that time to verify or falsify the results of this essay. Such references are available.

Keywords: rural lifestyle in Switzerland around 1900; self-testimony; historical animal farming; Walter Hoehn-Ochsner

1 Einleitung

Ich bin in den 1970er-Jahren in einem kleinen, viehwirtschaftlich geprägten Dorf in den Ostschweizer Voralpen aufgewachsen. Dort galt Bergbauer Rosam E. als besonders bössartiger Mann, als Alkoholiker, als Landwirt, der seine Tiere schlug, sowie als schlechter Familienvater, der Frau und Kinder misshandelte, oftmals im Suff, was natürlich keine nachträgliche Entschuldigung darstellen soll.

Wenn eine Kuh im Dorf unheilbar krank war oder einen schweren Unfall erlitten hatte, so hieß es im Tal, musste man sie eben „notschlachten“ – so das brutal sowie herzlos anmutende Wort.

Andererseits waren die einheimischen Bauern des Alpsteingebirges landauf, landab für ihre Tierliebe bekannt. Wenn sie im Spätfrühling zur Alp hoch über dem Talboden fuhren, schmückten sie ihre Rinder und hingen ihnen prächtige Glocken um den Hals. Sie verliehen ihnen liebevolle Namen und reichten Salz zum Lecken. Das Vieh war also durchaus der Stolz des Bauern und der Bäuerin.

So war das bäuerliche Verhältnis zu den Nutztieren in unserem Dorf und nicht nur dort während des Kalten Krieges, noch vor der einschneidenden Agrarmodernisierung der 1980er-Jahre, gewissermaßen von Ambivalenzen geprägt: Einerseits war da echte, tiefgehende Tierliebe zu konstatieren; andererseits war das Tier auch ein ausgebeutetes, von reinem Nützlichkeitsdenken beherrschtes Objekt, das manchmal den schieren Jähzorn oder die schlechte Laune des Besitzers direkt an seinem so verwundbaren Körper zu spüren bekam (Berger, 1990).

Um das Verhältnis zwischen Bauer, Bäuerin und Bauernkindern zum Vieh in früheren Zeiten zu rekonstruieren, sind wir in erster Linie auf Selbstzeugnisse aus erster Hand angewiesen, auf Selbstzeugnisse also aus bäuerlicher Hand. Diese liegen in gar nicht einmal so seltener Anzahl vor, zumindest für das späte 19. und beginnende 20. Jahrhundert. Landwirt*innen waren nämlich längst nicht so schriftfern, wie lange vermutet worden war. In meiner ehemaligen Sammlung populärer Selbstzeugnisse jedenfalls, die sich nun im Sozialarchiv Zürich befindet, existiert eine bemerkenswerte Anzahl schweizerischer bäuerlicher Selbstzeugnisse aus der Zeit um das Epochenjahr 1900, manche von ihnen karg und an ein vormodernes „Hausbuch“ erinnernd, manche von ihnen mit detaillierten Beschreibungen von Haus und Hof.

Ein besonders schönes Beispiel dafür sind die in Dialekt gehaltenen *Jugederinnerige* des Zürcher Oberländers Dr. h.c. Walter Höhn-Ochsner, die seitenweise Einblicke erlauben in das bisweilen komplexe Verhältnis eines Bauernbuben zum Vieh und auch zu Wildtieren, namentlich zu Wassertieren (Fischen, Krebsen) (Ochsner-Höhn, o.J.).

Autor Dr. h.c. Walter Höhn-Ochsner wurde im Jahre 1885 nahe des idyllischen Hüttensees hoch über dem Zürichsee in der Gemeinde Hütten geboren und wuchs dort auf dem durchaus stattlichen elterlichen Bauernhof auf. Der hochintelligente Knabe besuchte nach der Sekundarschule das Lehrerseminar in Küsnacht am See, um dann später Jahrzehnte lang als Sekundarlehrer in der Stadt Zürich zu wirken. Walter Höhn-Ochsners vielfältige wissenschaftliche In-

teressen galten in erster Linie der Pflanzen- und Tierwelt seiner engeren Heimat. Dazu publizierte er einige noch heute lesenswerte Bücher sowie eine Vielzahl wissenschaftlicher Artikel. Auch die Universität Zürich erkannte den wissenschaftlichen Gehalt dieser Forschungen an und verlieh im Jahre 1942, also inmitten des Zweiten Weltkriegs, Walter Höhn-Ochsner verdienstermaßen den Ehrendokortitel.

Gegen Ende seines ungewöhnlich langen Lebens, in den 1980er-Jahren, veröffentlichte Dr. h.c. Walter Höhn-Ochsner zudem seine Jugenderinnerungen im urtümlichen Zürcher Oberländer Dialekt. Darin beschreibt er mehr oder weniger ungekünstelt die Lebenswelt der damaligen Bergbauern und ihrer Kinder hoch über dem Zürichsee, nahe der Schwyzer Kantonsgrenze.

Der Hüttener Autor beginnt seine Aufzeichnungen mit der genauen Beschreibung des elterlichen Bauernhofs. Die Familie war nicht besonders reich, gehörte aber auch nicht zu den vielen Dorfarmen, repräsentierte also gewissermassen den relativ breiten „Mittelstand“ des kleinen Dorfes Hütten. Vater Höhn war nicht nur ein fleißiger, sparsamer, frommer und kundiger Bauer, sondern auch ein begabter Heimwerker, der möglichst viel selbst anfertigte und reparierte. Er besaß deshalb eine eigene Hobelbank sowie einen sorgfältig geordneten, gut bestückten Werkzeugkasten, den seine Kinder in dessen niemals berühren, sondern nur aus der Ferne bestaunen durften.

Der junge Walter Höhn-Ochsner hatte als Bauernknabe viel mitzuhelfen zuhause in Haus und Hof. Seine spärlich bemessene Freizeit verbrachte er am liebsten draußen in der freien Natur, wenn nötig auch alleine, Tiere und Pflanzen beobachtend (Ochsner-Höhn, o.J., S. III–IV).

Wie nun nahm Dr. h.c. Walter Höhn-Ochsner in seinem persönlichen Rückblick die beobachteten Tiere wahr? Wir dürfen nicht vergessen, dass der Zürcher Oberländer Autor seine *Jugederinnerige* immerhin rund 80 Jahre nach seiner Hüttener Kindheit verfasst hat, als er längst ein regional, ja national anerkannter, prominenter Amateurbiologe und Ehrendoktor in der pulsierenden Großstadt Zürich

war. Die Gefahr einer gewissen Nostalgie und einer gewissen Verklärung des Zürcher Landlebens um 1900 ist also gegeben.

Einerseits wollte Walter Höhn-Ochsner seine via Fachbücher und -artikel in die Welt hinaus „posaunte“ Tierliebe und Tierkenntnis mit Sicherheit in seine Kindheit zurück konstruieren. Andererseits war Dr. h.c. Walter Höhn-Ochsner als mehrheitlich rational und wissenschaftlich denkender, bürgerlicher (Ehren-)Mann auch der Wahrheit verpflichtet.

Meiner Ansicht nach war Höhn-Ochsner auch in Tat und Wahrheit, in der, falls man dies heute noch sagen darf, „Realität“ ein Tierfreund. Diese Vermutung lässt sich nur schwerlich beweisen, geht aber von der diskutierbaren und in der Forschung durchaus umstrittenen Annahme aus, dass Selbstzeugnisse immer auch Erfahrungsquellen sind, nicht bloß einen reinen Diskurs abbilden.

2 Der treue Hengst „Vögi“

Pferde und Ochsen waren in der traditionellen bäuerlichen europäischen Welt die bevorzugten Zugtiere und lieferten durch das Antreiben von Göpeln (Antriebsmechanismus) auch wertvolle mechanische Energie. Ihre Muskelkraft wurde erst ab ca. 1950 verstärkt durch Dampf und Traktoren ersetzt. Während reiche Großbürger*innen sowie adelige Frauen und Männer nobel auf rassereinen Pferden ausritten, jagten und bei Pferderennen auf ihre Favoriten teils hohe Summen Geld setzten, also einen eigentlichen Pferdekult betrieben, wissen wir meines Wissens noch recht wenig über das Verhältnis zwischen einfachen Bauern und ihren treuen Pferden (Raulff, 2015).

An dieser Stelle kann uns Dr. h.c. Walter Höhn-Ochsner in seinen zürichdeutschen *Jugederinnerige* von ca. 1982 weiterhelfen, denn er beschreibt darin den familieneigenen Hengst „Vögi“ recht genau. „Vögi“ war über lange Jahre das einzige Pferd der Familie Höhn. Es hatte seinen eigenen, mit weißen Sägespänen ausgelegten Platz im Stall und konnte sich einigermaßen frei bewegen. Neunzehn lange Jahre diente es der Hüttener Bauernfamilie als treues Arbeitspferd, das Heu und Emd (zweiter Grasschnitt), Most und Torf sowie weitere schwere Lasten transportierte, teilweise bis hinab nach Richterswil an den Zürichsee und bis hinauf zum bekannten Wallfahrtsort

Einsiedeln in den benachbarten Kanton Schwyz. An Sonntagen zog „Vögi“ bei schönen Ausfahrten der Familie die Chaise oder im Winter den ebenfalls vorhandenen Reitschlitten. Oft streckte der Hengst neugierig den Kopf zur Stalltüre hinaus. Dann reichte ihm der junge Walter Höhn-Ochsner gerne ein Stück trockene Brotrinde. Auch sonst wurde „Vögi“ von seinem Meister anständig mit einem runden Sester (Hohlmaß) Hafer pro Tag gefüttert (Ochsner-Höhn, o.J., S. 8).

Gemäß dem Zürcher Selbstzeugnisautor hatte die gesamte Familie den Hengst „Vögi“ so lieb, als ob er ein Mensch gewesen sei. Sehr zum Bedauern von Eltern wie Kindern musste der alte Hengst nach beinahe 20 Jahren treuem Dienst dem Dorfmetzger übergeben werden. Gnadenbrot und Pferdepensionen waren damals für bäuerliche Arbeitspferde noch weitgehend unbekannt.

Dass aus dem treuen Freund und hart arbeitenden Nutztier Fleisch und somit schlichte Nahrung wurde, scheint zunächst durchaus Bedauern seitens der Familie ausgelöst zu haben, wurde aber nichtsdestotrotz irgendwie fatalistisch hingenommen. Es ist, wie es ist, so das entsprechende Sprichwort (Ochsner-Höhn, o.J., S. 9).

Es war damals wie in späteren Zeiten auch üblich, dass Kinder Kaninchen geschenkt bekamen und diese großzogen mit Heu als Futter – Kaninchen, die dann als Sonntagsbraten auf dem bäuerlichen Mittagstisch landeten.

Wer nicht mehr arbeiten konnte, musste seinen Platz rechtfertigen in der traditionellen ländlichen Gesellschaft. Dieses eherne Gesetz galt sogar für alte, kranke, verunfallte oder für behinderte Frauen und Männer, die als nicht ganz vollwertige Mitglieder der dörflichen Gesellschaft betrachtet wurden.

Wer sein Brot nicht mehr selbständig verdienen konnte oder allzu hohe Schulden hatte, kam in der Schweiz des 19. Jahrhunderts ins demütigende Armenhaus oder ins „Bürgerheim“, verlor gleichzeitig seine politischen Rechte und musste harte und monotone Arbeiten verrichten, um drei karge Mahlzeiten pro Tag einnehmen zu dürfen. Somit wurde alles und jede*r auch nach seiner*ihrer Nützlichkeit für das Gesamte bewertet. Wer Hof und Land durch Faulheit vernachlässigte, sank in der Achtung der Dorfgenoss*innen. Daran konnten auch christliche Barmherzigkeitsgebote wenig ändern. Sicher gab es

immer wieder Stimmen, auch seitens der Kirchen, die zu Mitleid und zu menschenwürdiger Behandlung der „Nutzlosen“ aufriefen, auch im Dorf, doch waren diese wohl in der Minderheit.

Auch ein geliebtes und anscheinend gut gehaltenes Pferd wie der „Vögi“ musste seinen letzten schweren Gang gehen, nachdem es auf seinem Hof „nutzlos“ geworden war. Die Liebe zu den Pferden hatte so lange Bestand, wie sie sich auf dem Hof als nützlich und arbeitssam erwiesen.

3 Kühe und ein Stier („Muni“) namens Mussolini

Um das Jahr 1860 herum stellten die Hüttener Bauern von der Subsistenzwirtschaft auf die marktorientierte Viehwirtschaft um. Vorher hatten sie auf rauhen, relativ hoch gelegenen Böden noch Getreide (Roggen) für den Selbstverbrauch angebaut; nun produzierten sie Milch, Käse und Fleisch für den expandierenden schweizerischen Markt, vor allem für die schnell anwachsende Großstadt und Kantonshauptstadt Zürich sowie die dichtbebauten, teilweise vom Weinbau lebenden Gemeinden des linken und rechten Zürichseeufers wie Wädenswil, Stäfa, Horgen, Meilen oder Richterswil.

Dass die Dorfbauern Kühe als bevorzugte Nutztiere hielten, war also um 1900 noch ein ziemlich neues Phänomen. Den hauseigenen Tieren wurden in der Folge wie in den klassischen Vieh- und Alpwirtschaftsgebieten der Zentralschweiz Namen verliehen; nach Angaben Walter Höhn-Ochsners wurden sie recht gut gehalten und auch im Winter jeden Tag für etwa eine Stunde aus dem Stall gelassen, um an der Tränke zu trinken und spazieren zu gehen. Allerdings war mit der Einführung der „Obligatorischen Eidgenössischen Viehversicherung“ auch die Namensgebung zur Pflicht geworden. Doch hatten die Zürcher Oberländer Kälber und Rinder schon vorher Eigennamen erhalten. Dies kann man durchaus als Zeichen der Wertschätzung und der Tierliebe deuten, wie ich meine (Ochsner-Höhn, o.J., S. 6–7).

Später, in den 1920er- und 1930er-Jahren, erhielt so mancher Zürcher Oberländer „Muni“ (Stier) seinen Namen nach einem der aufstrebenden faschistischen Diktatoren Europas: „Mussolini“ oder „Hitler“ waren gängige Namen für die muskulösen, starken Stiere

(Ochsner-Höhn, o.J., S. 9), deren physische Stärke und Athletik an die Durchsetzungskraft und an die waffenstrotzende Martialität der beiden erwähnten faschistischen Diktatoren erinnern sollten (Scherer, 2016).

Damals, um 1920, waren die Bauern in der Schweiz in ihrer eindeutigen Mehrheit rechts gesinnt. Ihre Feinde waren die städtisch operierenden, arbeiterfreundlichen, eher intellektuellen Sozialdemokraten sowie die „gottlosen“ Kommunisten. Bauern wählten in der Regel die kleinbürgerliche, gewerbeorientierte, protektionistische BGB (Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei). Ihr Vorbild war der rechte „Bauernführer“ und Agronom Ernst Laur. Diese Rechtslastigkeit des schweizerischen „Nährstandes“ sollte lange anhalten, zum Teil bis in unsere Zeit hinein, in der Schweizer Bauern und Bäuerinnen in der Mehrheit die national-konservative SVP (Schweizerische Volkspartei) wählen und deren Initiativen unterstützen.

4 Der Hüttensee als Habitat für Mensch und Tier

Wie gesagt, ist Walter-Höhn Ochsner in einem stattlichen Bauernhaus unweit des schönen, kleinen Hüttensees aufgewachsen, der heutzutage als Ausflugsziel dient. In seinen *Jugederinnerige* beschreibt der Autor See und unmittelbare Umgebung als Idyll, als Ort zum Verweilen und zum Beobachten der Natur. Doch blieb es bei der Beobachtung nicht beim reinen Beobachten: Mit seinem lange Zeit ersehnten Eintritt in die Sekundarschule erhielt Walter Höhn-Ochsner von seinem Vater eine neue, moderne Fischerrute samt Angelhaken geschenkt und durfte nun ganz alleine und selbständig angeln gehen. Seine Beute war oft bemerkenswert groß, denn der Hüttensee war gemessen an seiner bescheidenen Größe sehr fischreich.

Ein Hobby der Hüttener Knaben ließ sich ebenfalls zu Geld machen: das Fangen der seespezifischen Edelkrebse („chräbsne“ auf Zürichdeutsch). Auf die Details jener Fangmethoden, die der Autor der *Jugederinnerige* in seinem Werk präzise schildert, brauche ich an dieser Stelle nicht eigens einzugehen. Abnehmer fanden die Edelkrebse in den noblen „Züriherren“, den reichen und teilweise adeligen Stadtzürchern also, die schon in der alten Ordnung (ca. 1500–

1798), der Landvogteizeit, gerne diese Delikatessen zu sich genommen hatten. Dazumal, im späteren 18. Jahrhundert, war Hütten ein bei den wohlhabenderen Städtern (Kaufleuten, Gelehrten) ein beliebter Molkenkurort gewesen. Die hochwohlgeborenen Gäste wollten natürlich nicht auf einen Gaumenschmaus verzichten.

Als um das Jahr 1900 herum zum Leidwesen der Einheimischen plötzlich keine Edelkrebse mehr auffindbar waren, ging das Gerücht um, der Hüttensee sei übernutzt worden. In der Tat aber verdrängte eine fremde, aus Übersee eingeschleppte Art aggressiverer und ungleich stärkerer Krebse den einheimischen Bestand.

Die Einheimischen nutzten den Hüttensee noch anderweitig. Wenn das Hüttenseeli im Winter zufror, brachen sie quadratische Eisbrocken heraus und lieferten diese mit Transportschlitten an die bekannte Brauerei in Wädenswil (heute „Wädi-Bräu“), welche sie zur Kühlung ihrer Bierfässer brauchte. Und auch einigermaßen Vergnügliches ist zu vermelden: Jung und Alt zog nämlich im Winter Schlittschuhe an, um bei gutem Wetter mehr oder weniger elegante Runden auf dem Eis zu drehen. Oft hatte diese kälteresistente sportliche Betätigung Volksfestcharakter (Ochsner-Höhn, o.J., S. 16–28).

Der Hüttensee wurde also vielfältig genützt, zum willkommenen Eigenbedarf an Fischen, zum Verkauf von Edelkrebsen und Eisbrocken an Auswärtige, aber auch zum reinen Spaß. Die sehr findigen Hüttener Bauern nützten jede sich bietende Möglichkeit aus, um an ein wenig Bargeld zu kommen. Darin waren sie ihren Kollegen in ganz Westeuropa nicht unähnlich; darin entwickelten sie einen beträchtlichen Unternehmerteil und eine veritable Phantasie.

Das so genannte „Chräbsne“ (Krebsefangen) glich einem Massaker an Wildtieren, denn enorm viele Edelkrebse wurden gefangen und dann getötet. Diese Praxis war, modern gesprochen, Raubbau an der Natur, nicht vergleichbar beispielsweise mit dem nachhaltigen Verhalten der isländischen Eideentenbauern (Posnett, 2020).

Solch ein Verhalten ist bei heutigen Fangquoten, Schutzmaßnahmen für seltene Tiere etc. zumindest für Westeuropa undenkbar geworden. Doch war es damals mit dem Tierschutz noch nicht weit bestellt. Insgesamt lässt sich sagen, dass der Tierfreund Walter

Höhn-Ochsner sowohl beim Jagen nach Krebsen gemeinsam mit anderen Jugendlichen als auch beim Fischen mehr oder weniger begeistert mitmachte. Wildtiere waren eben eine ökonomisierbare Beute, allenfalls via Verkauf an reichere Mitbürger zu Geld zu machen. Sie genossen nicht dieselbe Liebe wie Haustiere.

5 Schluss

Die *Jugederinnerige* des Bauernsohnes Walter Höhn-Ochsner, geschrieben um das Jahr 1982 und an das letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts erinnernd, sind bestimmt voller Konstruktionen. Der Autor betonte seine Tierliebe, seine emotionale Anhänglichkeit an den Hengst „Vögi“, seine Liebe zu Kälbern, Rindern und Kühen.

Trotz dieser problematischen Passagen würde ich die *Jugederinnerige* als Erfahrungsquelle ernst nehmen. Somit ist eine Quelle mit bäuerlichem Hintergrund für das Zürcher Oberland an der Wende zum 20. Jahrhundert vorhanden. Ich jedenfalls nehme dem Autor dessen Tierliebe durchaus ab, zumal auch andere, massakerähnliche Praxen gegenüber Wildtieren (Edelkrebse) beschrieben werden. Ehrlichkeit gegenüber der Leserschaft war also ein Anliegen des Dr. h.c. Walter Höhn-Ochsner, so scheint es zumindest.

Wie bei John Bergers (1990) detaillierten Beschreibung der bäuerlichen Lebenswelt des hochalpinen französischen Hochsavoyen bekommen Leser*innen der in Dialekt gehaltenen *Jugederinnerige* ein zwiespältiges Gefühl: Unsere ländlichen Vorfahren waren einerseits mehrheitlich gut, ja gütig mit den eigenen Nutztieren; das ist doch schon mal erfreulich. Andererseits bewerteten sie alles und jedes, auch Menschen nach seiner*ihrer wirtschaftlichen Verwertbarkeit und Nützlichkeit: Auch das treue, von der gesamten Familie Höhn geliebte Pferd „Vögi“ landete eben zum Schluss seines relativ langen Lebens beim Pferdeschlachter und dies nach knapp 20 Jahren Dienst.

Der kleine, idyllische Hüttensee wurde ebenfalls nach Strich und Faden ausgebeutet, intensiv befischt, seine Edelkrebse wurden gefangen und massakergleich getötet, um an den Meistbietenden verkauft zu werden, und selbst sein Eis wurde zu Geld kapitalisiert (wogegen man natürlich eigentlich aus ethischen Gründen nichts haben

kann.). Kaum eine unverwertete Nische blieb übrig. Wir sind eben um 1900 bereits im Zeitalter des Hochkapitalismus und der Hochmoderne angelangt, auch im relativ stadtnahen Bauerndorf Hütten, und ein nachträgliches Romantisieren der traditionellen bäuerlichen Kultur und Mentalität, die ohnehin stets im Wandel begriffen waren, hilft da nichts.

Nicht immer sind wissenschaftliche Resultate eindeutig, auch in diesem Fall nicht. In dieser kurzen Skizze müssen wir mit Doppeldeutigkeiten, Ambivalenzen (nicht im psychologischen Sinn) rechnen und leben. In etwa so oder ähnlich habe ich auch die Bäuerinnen, Bauern und Bauernkinder in meiner eigenen ländlichen Jugend der 1970er-Jahre in den Ostschweizer Voralpen erlebt. Der in der Einleitung erwähnte Rosam E. war in seiner Grausamkeit gegenüber Mensch und Tier leider kein Einzelfall, wohl aber auch nicht unbedingt typisch für die gesamte Dorfbevölkerung.

Literatur

- Berger, J. (1990). *Von ihrer Hände Arbeit. Eine Trilogie*. Carl Hanser.
- Ochsner-Höhn, W. (o.J., hrsg. um 1982). *S Puuerbüebli vom Hüttnerseeli. Jugederinnerige*. Buchdruckerei Richterswil AG.
- Posnett, E. (2020). *Die Kunst der Ernte. Sieben kleine Naturwunder und ihre Geschichten*. Friedrich Pustet.
- Raulff, U. (2015). *Das letzte Jahrhundert der Pferde. Geschichte einer Trennung*. C.H. Beck.
- Scherer, H. (2016). *Muni. Der Zuger Stierenmarkt*. Neue Zürcher Zeitung.

Zur Person

Dr. phil. Fabian Brändle, geboren 1970, interessiert sich für Geschichte „von unten“, Demokratiegeschichte, populäre Selbstzeugnisse, Kindheits- und Sportgeschichte.

Korrespondenzadresse

E-Mail: braendle4@mail.ch

Beitragsinformationen

Zitationshinweis:

Brändle, F. (2022). Der treue Hengst „Vögi“, ein „Muni“ namens „Mussolini“ und massakrierte Edelkrebse im Hüttensee. Die „Jugederinnerige“ des Schweizer Bauernbuben Dr. h.c. Walter Höhn-Ochsner an die Jahre um 1900. *TIERethik*, 14 (2), 126–137. <https://www.tierethik.net/>

Online verfügbar: 25.11.2022

ISSN: 2698–9905 (Print); 2698–9921 (Online)



Dieser Artikel ist freigegeben unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung, Weitergabe unter gleichen Bedingungen, Version 4.0 International (CC BY-SA 4.0).

URL: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/de/legalcode>